Die Geschichte einer Frau.

Roman von Alfred Lorck.

(1. Fortsetzung.)

Der alte Herr wirft den Kopf blitzschnell zu ihr herum! Etwas wie grenzenloses Erstaunen schließt unter den buschigen Brauen aus jenen runden Aeuglein zu ihr herüber. Daß die Tochter gewußt hatte — gut! Daß sie davon sprach, das stellte sogar zwischen sie und ihn etwas Fremdes!

Marga ahnte, was in ihm vorging. Doch das störte sie nicht weiter.

„Wollen wir uns Komödie vorspielen? Ich denke, das wäre reichlich überflüssig. Oder willst du ernsthaft bestreiten, daß alle Bewerber um meine Hand, die seinerzeit um mich herumflatterten wie die Motten ums Licht, der Schein deines Goldes und nicht meine damals noch ziemlich unscheinbare, unentwickelte Person blendete? Sie waren nur um mich, weil ihre Gläubiger sie drängten, weil sie in der Heirat mit mir die Rettung sahen. Vergiß nicht, ich war damals nicht die Frau, die ich heute bin, deren Erscheinung und Eigenart manches Anziehende zu haben scheint.

Und wir — wir ließen uns doch auch nichts vortäuschen, wir taten nur so und suchten uns dabei mit kalter Berechnung denjenigen zum Mann und Schwiegersohn heraus, bei dem wir, du genau wie ich, am besten unsere Rechnung zu finden hofften!"

„Marga!" —

„Stimmt es etwa nicht? Na also!" Unbeirrt und hart fährt sie fort: „Rolf entsprach unseren Anforderungen. Er war vollständig verschuldet und dabei, oder besser noch, trotzdem in Geldsachen von einer fast kindlichen Naivität. Der stellte keine Forderungen. Der griff nach der verhältnismäßig geringen Mitgift und glaubte allen Ernstes, mit diesen paar Groschen und den Ersparnissen aus dem großmütig von dir bewilligten Nadelgeld in absehbarer Zeit mit seinen Gläubigern fertig zu werden. Daß das nicht gehen würde, war dir, dem unfehlbaren Rechner, wohl klar — daß es aber gehen sollte, lag auch keineswegs in deiner Kalkulation! Je öfter ihm die Gläubiger zusetzten, je häufiger und schwerer er an die einzelnen Beträge abringen mußte, desto sicherer hattest du ihn in der Hand.

Billig und praktisch, teurer Papa — wenn — wenn eben Rolf nicht aus anderem Holz geschnitten wäre, als wir vorausgesetzt haben!" . . .

Das war dem alten Herrn am Ende doch zu stark. In der Art durfte sie ihm nicht kommen — o nein! Sein cholerisches Temperament kochte über, und mit maßlosem Aufwand an übersprudelnden Worten und Kraft des Organs donnerte es los:

„Nettes Holz — verrückt bist du, verstehst du! Spielst dich mir gegenüber auf die Baronin heraus — he — du — du! — Ein Freiherr ist natürlich ganz was anderes als dein alter, ehrlicher Vater — der darf alles — alles ist vornehm, adelig! Ich werde dir sagen, was er ist: ein Habenichts und ein Lump! Er hat ein bischen mit dem Revolver gespielt, um mir einen Affront zu bereiten, vorbeigeschossen hat er, bloß um mich ins Gerede zu bringen — das ist das Ganze — verstehst du!"

Ihre Gestalt straft sich. Mit ein paar raschen Schritten tritt sie auf ihn zu:

„Genug, Papa!"

Das klingt so drohend, daß der Kommerzienrat erschreckt vor ihr zurückweicht. Seine Augen sogen sich an ihr fest, und blitzschnell stieg in ihm ein Verdacht auf, der ihn vollends aus dem Gleichgewicht brachte und seine vorher noch maßlos starke Gemütserregung mit einem Schlag in namenlose Angst umsetzte:

„Liebst du ihn etwa?"

„Ich liebe ihn nicht und habe ihn nie geliebt. Ich sagte dir ja schon, daß ich ihn genommen habe, weil er der bequemste war. Aber daß er sich aufraffen konnte, daß er mit eigener Hand den Widerwärtigkeiten eines verfehlten Daseins ein Ende bereiten wollte — und Rolf wollte sich töten, das laß dir gesagt sein; wenn er mit dem Leben davonkommt, ist es der reine Zufall — hat mir Achtung vor ihm abgezwungen! Genügt dir das?"

Sie brach kurz ab und ließ sich lässig in einen der Sessel vor dem Kamin fallen. Nichts an ihr deutete mehr auf die Schärfe ihrer Auseinandersetzung hin.

Ihr Vater schweigt gleichfalls. Er weiß absolut nicht, was er zu all dem sagen soll, und rein mechanisch nimmt er seine trippelnde Wanderung wieder auf.

Nach einer Weile ebbte auch bei ihm die Nervenanspannung zurück, der Wirrwar der Eindrücke klärte sich, und lediglich der Wunsch, aus ihrer Nähe fortzukommen, der unerquicklichen Unterredung ein Ende zu machen, steigt immer lebhafter und stärker in ihm auf. Er memorierte förmlich in Gedanken vor sich hin: „Sachlich, einfach sachlich die Geschichte erledigen, dann bin ich sie los, dann habe ich wieder Ruhe vor ihr!"

Kaum hat er ein Schlagwort für sein Verhalten gefunden, da fühlt er neuerdings Boden unter den Füßen. Ja sachlich, rein sachlich, das war es, wie er ihr am besten beikommen konnte.

„Worauf willst du demnach hinaus?"

Ganz unvermittelt ist er abermals vor ihr stehengeblieben.

Und nun setzt sie ihm in dürren, schonungslosen Worten, deren jedes eine schwere Anklage bedeutet, auseinander, wie er den Schwiegersohn, den er sich gekauft, um den reellen Kaufpreis betrogen. Sie hält ihm vor, daß er bei jedem anderen bereits am Tage der Hochzeit alle Schulden voll und ganz hätte begleichen müssen, daß alle Väter, die wähnten, ihre pekuniären Erfolge durch einen adligen Offizier als Eidam krönen zu müssen, vor dem Eheschluß reinen Tisch machen, und daß jetzt Rolf, wenn auch spät, zu seinem Recht kommen müsse. Nicht um seinetwillen, setzte sie listig hinzu, um ihrer selbst willen, denn sie will frei sein, ganz frei — auch nicht mehr moralisch gebunden, dem geschiedenen Manne durch nichts mehr verpflichtet sein. Zu keiner Stunde ihres Lebens soll die Erinnerung aus der Vergangenheit mahnend an sie herantreten dürfen, keine, selbst vermeintliche, Schuld darf sie irritieren. Sie will einen glatten Abschluß auf dem gemeinsamen Ehekonto, ausgeglichen in Soll und Haben.

Er versteht ihren Gedankengang natürlich nicht. Was sie ihm sagt, sind für ihn nichts als leere Worte. Deshalb versucht er noch einmal, sie zur Vernunft zu bringen, denn er kämpft für sein gutes Geld, und er kämpft mit um so verbissenerer Wut, je mehr er einsieht, daß er ihr unterliegen wird.

Da kommt sie mit ihrem letzten und besten Trumpf. Fast schmeichelnd suggeriert sie ihm, wie es in seinem Interesse liege, sie vollständig — auch seelisch — von diesem Mann loszulösen, wie immer noch Fäden von ihr zu dem Freiherrn herüber und hinüber führen würden, solange sie sich ihm gegenüber im Unrecht fühlen müßte.

Das gibt den Ausschlag. Er ballt die Fäuste, er tobt und wettert, aber er weiß ihr nichts mehr entgegenzuhalten.

Als Marga dann schließlich ihren Vater verläßt, hat der Alte richtig wieder geduckt.

* * *

Seit der Auseinandersetzung zwischen Vater und Tochter waren über drei Wochen verflossen.

Nach und nach war inzwischen das Interesse, das die gesellschaftlichen und vornehmlich die militärischen Kreise an der Affäre Thal genommen, versiegt. Kein Mensch dachte mehr recht an den Kranken, denn seit Tagen hatte man einen neuen Gesprächsstoff, dessen Reiz besonders dadurch erhöht wurde, daß niemand Tatsächliches wußte. Man „hatte gehört", „man vermutete", „es hieß" — kurz: alle Welt zerbrach sich den Kopf, ohne greifbare Unterlage und ohne positive Resultate.

Um Meerenbergs sollte es — so wurde gemunkelt — plötzlich sehr schlecht stehen. Irgend jemand habe anscheinend alle Wechsel, die der junge Offizier in Umlauf gesetzt und mit deren Prolongation er als ganz selbstverständlich rechnete, aufgekauft und habe bereits mit einer Anzeige beim Regimentskommandeur gedroht.

Offenbar ein Racheakt!

Wem aber war der nette, bescheidene Meerenberg zunahe getreten — und wer mochte das sein, der sich eine so kostspielige und unedele Rache leisten konnte?

Nur Herr Pulversieber und Konsorten, deren einträgliche Tätigkeit in Beschaffung von Kapitalien in beliebiger Höhe gegen entsprechende Sicherheit und noch entsprechenderen Zinsfuß bestand, wußten Bescheid. Ihnen war längst bekannt, daß kein anderer als der Kommerzienrat Feilner die faulen Meerenbergschen Akzepte, „an denen man doch glatt sein Geld verlieren mußte", heimlich aufkaufen ließ.

„Himmel, ist das eine Zeit für solide Geschäftsleute! Man kommt faktisch aus dem Wundern gar nicht mehr heraus!" klagte Pulversieber täglich. Erst der Schreck, daß der Freiherr es einfach satt bekommen, sich von ihnen langsam die Kehle zuschnüren zu lassen, und kurzer Hand zur Pistole gegriffen hatte. Dann die Ueberraschung, daß der Schwiegervater urplötzlich sein Herz für den Schwiegersohn entdeckte und entschlossen war, für dessen Schulden einzuspringen. Und dabei versuchte der Alte nicht einmal zu akkordieren, sondern gab anstandslos Mark für Mark, Pfennig für Pfennig! Ohne zu prüfen und zu forschen! Die Welt ging aus den Fugen! Feilner, dieser Geriebenste unter den Geriebenen, zahlte glatt, wo er gut und gerne bis zu fünfzig Prozent sparen konnte — wobei immer noch rund fünfundzwanzig vom Hundert zum Fenster hinausgeworfen waren.

Das Unerwartetste und Tollste jedoch war und blieb die Sache mit Meerenberg.

„Bitt' ich Sie", ereiferte sich Pulversieber, „wie kann man so hirnverbrannt sein. Meerenbergsche Unterschriften zu kaufen — und dazu fast ohne Damno. Nicht fünf Pfennig sind sie alle zusammen wert. Der Vater der Frau Leutnant liegt schon seit Monaten an der Börse schiefer wie schief, jede Stunde kann er kopfüber gehen. Das weiß doch die ganze Welt, bis auf die Tochter und den Leutnant. Man weiß wahrhaftig nicht, gehört man selbst oder die Leute, die solche Geschäfte machen, ins Sanatorium. Man kennt sich rein nicht mehr aus!"

Nun, der Kommerzienrat kannte sich schon aus und wußte genau, weshalb er die schlechten Meerenbergschen Akzepte und Schuldscheine an sich zu bringen suchte. Da er dank seiner Tochter gezwungen war, die Unterschriften seines sauberen Herrn Schwiegersohns zum Nennwert einzulösen, wollte er sich wenigstens, nachdem er durch Zufall erfahren, daß Frau Meerenberg zuerst Rolfs Selbstmordversuch herumgesprochen hatte, die Gelegenheit nicht entgehen lassen, es dieser Person heimzuzahlen, selbst dann nicht, wenn er seiner Rache einige pekuniäre Opfer bringen mußte.

Inzwischen lag der Freiherr im Garnisonlazarett, ohne daß seine Genesung merkbare Fortschritte gemacht hätte. Die Kugel, die am Stirnknochen entlang geglitten war, konnte zwar leicht entfernt werden, der Heilungsprozeß verlief normal — allein dem Oberleutnant fehlte, die Aerzte mußten es immer wieder konstatieren, „der Wille zur Gesundung". Statt der sonst aller Jugend innewohnenden Lebensbejahung fanden sie bei diesem Patienten eine Lebensverneinung, wie sie ihnen bisher nie in ihrer Praxis begegnet war.

Daher erfuhr Rolf auch nichts von den Vorgängen, die „alle Welt" beschäftigten. Er lag ständig in einem Zustand, der ein Mittelding von Wachen und Hindämmern war, und die wenigen Besucher, die er empfing, hatten somit keine Gelegenheit, ihm zu erzählen, daß der Meerenberg bald um die Ecke gehen würde. Die paar Kameraden und sonstigen Bekannten, die ihn hie und da aufsuchten, waren meist heilfroh, wenn sie erst wieder aus der Karbolbude draußen waren. Mit dem Menschen ließ sich ja rein gar nichts anfangen. Liegt mit offenen Augen da, sieht und hört nichts und tut, als ob er jeden Moment abschrammen will. Und dabei war nicht die geringste Gefahr mehr vorhanden. Sonderbarer Kauz!

In Summa: man suchte den „guten Thal" nur auf, wenn man anstandshalber schon gar nicht mehr anders konnte, und überließ den Medizinern, sich weiter um den eigentümlichen Kranken zu kümmern.

Allein selbst die Aerzte waren am Ende ihrer Kunst und wußten nicht, wie sie den Freiherrn aufrütteln konnten, und was weiter aus der Geschichte werden sollte. Schließlich hielt es der Oberstabsarzt für angezeigt, mit dem Major von Bensen, der das Regiment führte, Rücksprache zu nehmen. Das war zwar ein knurriger, für keinen Menschen zugänglicher Herr, der als Witwer ganz zurückgezogen lebte und seit der „Affäre Thal" noch schroffer geworden war — aber etwas mußte nun mal geschehen. Der Oberleutnant gehörte zu Bensens Regiment, folglich hatte der eben Rat zu schaffen, und wenn er es ebensowenig konnte, so war das seine Sache.

Herr von Bensen war dem Oberleutnant nie recht grün gewesen. Sie standen sich beide absolut nicht, und der Major war der einzige Vorgesetzte, der sich bisher nicht einmal persönlich nach dem Befinden des Freiherrn erkundigt hatte.

Trotzdem machte er sich sofort nach der Unterredung mit dem Oberstabsarzt auf den Weg ins Lazarett. Dienst war Dienst, und Pflicht blieb Pflicht. Der Major zerbrach sich auch nicht weiter den Kopf darüber, was er tun sollte, um den Oberleutnant zur Räson zu bringen. Ewig konnte der doch nicht im Lazarett stecken bleiben, folglich hatte er sich einfach jetzt zusammenzureißen — und damit gut.

Als Bensen dann aber dem bleichen, in die weißen Kissen gebetteten Mann gegenüberstand, legte sich ihm die Krankenhausatmosphäre drückend auf die Brust. Im dienstlichen Kommandoton ließ sich hier nicht viel ausrichten, das war klar.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tambour des Füsilierbataillons vom 1. Garde-Regt. z. F. führt seit 1870 auf königlichen Befehl den Tambourstock des 31. französischen Infanterie-Regiments.

Das alte Bild.

Novellette von Margarethe Steiner.

Durch die vornehm-heiteren Straßen der Villenvorstadt ging rüstig ein Mann dahin. Nur an den einzeln auftretenden Grafäden, die an den Schläfen das dunkelblonde Haar durchzogen, ließen sich die Jahre abzählen, die bereits über den Lebensgipfel hinaus dieses Mannes Begleiter gewesen sein mochten; aus dem klaren Auge aber, einem Auge, das gern durch tausend Schranken hindurch in große Lebensweiten zu blicken schien, leuchtete jugendliches Feuer. Und jugendlich war auch die straffe Haltung der Schultern, jugendlich der Gang, wie der eines Menschen, der nicht nur zu kämpfen gelernt, sondern auch zu siegen gewußt hat.

„Ach — Fliederduft!" sagte der Wanderer plötzlich und blickte zu den Fenstern des Hauses empor, das aus weiß und blau blühenden Büschen mühsam nur mit dem Oberstock auf die Straße lugte. „Richtig!"

Eine Minute später — und das Dienstmädchen trug seine Karte, „Professor Dr. Joachim Scherer" stand darauf, zur Herrin.

Mit einem gleichmütigen Lächeln hatte Frau Wendlandt das weiße Blättchen zur Hand angenommen — aber nun mußte sie doch alle Beherrschung einer Dame zu Hilfe rufen für drei ruhig klingende Worte: „Ich komme sofort."

Dann aber, allein gelassen, sprang sie auf und durchmaß, die Hände an den Schläfen, ihr stilles Arbeitszimmer. Und langsam schwanden Wand und Fenster, und die Frau mit den Lebensrunen im Antlitz war plötzlich jung, und „Freude" blitzten die goldbraunen Augen, „Freude" sang der weiche Mund, „Freude" lachte die ganze noch unerschlossene Mädchenblüte. Und vor ihr stand einer, dem saß die bunte Mütze mit dreifarbenem Band lustig, ach so lustig auf dem blonden Haar, und der sprach voll Zuversicht von seinem Ringen und Streben und sprach dann leiser von seines Strebens erhofftem Lohn. Und jedes Wort klang wie eine wundervolle Melodie in das Mädchenherz.

Und dann ein anderes Bild. Der Vater lag mit durchschossener Schläfe im großen Saale des Hauses, an dem kein Fußbreit mehr ihm oder seinen jammernden Kindern gehörte, deren ältestes jenes junge Mädchen war. — Und endlich zu derselben Zeit, da der blonde Student in seiner Bude im vierten Stock die Feder ansetzte zur Doktorarbeit, da legte ein blasses Mädchen seine zitternde Hand in die des gütevoll bewährten beinahe väterlichen Freundes und bereitete so der kleinen Schwester ein Heim und den Brüdern den Weg zu einem angemessenen Berufe.

Jetzt erklangen Schritte nebenan — wie aus Träumen fuhr Frau Wendlandt empor — einen Augenblick noch stand sie, die Augen geschlossen, tiefatmend, dann trat sie ruhevoll ins andere Zimmer und streckte dem Besucher wortlos die Hand entgegen, die dieser voll Hast, aber gleichfalls stumm, an die Lippen zog.

Die Stunde glitt vorüber, ohne daß die beiden es merkten. Frau Klara Wendlandt stellte Frage um Frage — ein geübteres Auge als das ihres Gegenübers hätte unschwer erkannt, wie hinter all diesen Frage nur die Angst sich barg, das Schweigen der ersten Augenblicke könne wiederkehren. So aber verstrickte die lebensgewandte Frau den Geliebten ihrer Jugend in ein Netz von Interessen, und so sprach er von seinem Ringen und seinen Erfolgen zu ihr — fast wie in alter Zeit. Aber die Frage, die ihr Herz unaufhörlich stellte, die wagte sie nicht auszusprechen: „Hast Du mich zufällig hier gefunden?" oder: „Hast Du geforscht, wo ich geblieben bin?"

Da — als hätte Joachim Scherer in ihren Zügen gelesen, warf er plötzlich ein? Es „ist mir wie ein Wink des Schicksals gewesen, gnädige Frau, als mich der hiesige akademische Verein aufforderte, in Ihrer Stadt einen Vortrags-Zyklus zu halten. Ich habe eine alte Schuld an Sie abzutragen, aber ich bezweifle, ob ich ohne den äußeren Anstoß den Mut gefunden hätte, diesen Weg zu gehen!"

„Eine Schuld?" fragte sie zweifelnd und zugleich mit einer ihr kaum bewußten Freude die Antwort ihrer Frage aus seinen Worten lesend.

„Ja, eine Schuld! — — Ich bitte um Verzeihung, daß ich — — daß ich in die Vergangenheit zurückgreifen muß — — ich habe — — damals — — in einer bösen Stunde ein kleines Panelbild von Ihnen, eine flüchtige, von mir aus der Erinnerung hingeworfene Skizze an Sie zurückgeschickt, mit einem häßlichen Worte dazu" —

„Nicht doch", wehrte sie mühsam. — — „Sie schrieben nur, daß nun wohl ein Anderer ein näheres Anrecht an das Bild hätte, — — ich habe es auch meinem Gatten geschenkt, der es lieb und wert gehalten hat, wie das Original, solange er lebte. Sein Dankbrief hat Sie leider nie erreicht."

„Nein — ich war damals nach Südamerika gegangen — so tief ins Unwirtliche hinein daß mich kein Lebenszeichen so leicht erreichen konnte. Kämpfe und Entbehrungen in ihrer ungemilderten, unkomplizierteſten Form suchte ich. Die reichen Studien, die ich plötzlich an Ort und Stelle machen durfte, nahm ich damals als eine Art Entschädigung, ja Belohnung auf — — erst viel später, — — als ich zurückgekehrt war, als man mir Ehren und Aemter gab — — als man im engeren Kreise auch schon wagte, wegen der Länge der Zeit, Ihren Namen vor mir auszusprechen, da habe ich erfahren, wie schwer ich Ihnen Unrecht getan, und wie sehr ich meiner eigenen Eitelkeit geschmeichelt habe."

„O nein — nein" —

„Doch! Es muß einmal gesagt werden! Hoch ist Ihr Bild an jenem Tage gestiegen — über die ganze Höhe Ihres Opfers habe ich es empor gehoben, und kein Mißverstehen, kein Schicksal kann es nun jemals wieder herunterzwingen. Meine Schuld ist die, daß ich an Ihnen haben zweifeln können, gnädige Frau. Ich hätte mir bei einiger Ueberlegung ja sagen müssen, daß Sie einen solchen Schritt nicht ohne schweren, zwingenden Grund tun konnte — aber ich war damals wirklich nicht fähig zum Ueberlegen — halten Sie mir das zugute, ich bitte darum!"

„Lieber Freund — wenn das Schicksal wie ein unverhoffter Wirbelwind über uns kommt und all unsere Hoffnungen über den Haufen wirft und uns selbst dazu dann haben wir wohl ein Recht, wenigstens für einen Augenblick den Kopf zu verlieren. — — Heute aber tragen wir ihn längst wieder auf den Schultern — und das ist das Beste dabei!" —

Wieder war Frau Wendlandt allein. — Hier — — hier hatte der Freund soeben gesessen — so selbstverständlich, als wären fünfzehn Jahre ein Tag. Und er hatte sich genau nach seinen Anlagen entwickelt. Da war nichts verkümmert, nichts aus der geraden Richtung gebogen. — So — nur so, hatte sie oft ihn wiederzusehen gewünscht. Und nun war er gekommen, nun würde er wiederkommen — ihr Leben hatte wieder einen Sonnenpunkt!"

Aber warum saß immerfort die kleinlich nagende Angst in ihr? War denn nicht alles ganz harmlos? Waren sie denn nicht inzwischen ein paar alte Leute geworden? Ein paar ausgedient: Lebensinvaliden? — —

Nein — das war's! Er war kein Invalide — er nicht! — — Doch eben darum! So würde er, der Gesunde, den allen Gesunden eigenen natürlichen Widerwillen gegen das Kranke, Morsche haben. Also: mochte er nur wiederkommen. — —

Und er kam wieder — und noch und noch einmal — — bis der letzte Vortrag vor der Türe stand. Und die einsame Frau zählte die Wochentage, wie ein Kind die Stunden vor dem heiligen Abend.

„Gnädige Frau, Sie ahnen nicht, was mir altem Junggesellen diese Stunden sind", sagte er das letztemal, „das Wissen einer feinsinnigen Frau ist und bleibt eine Summe des Lebens. — Das habe ich damals als junger Dachs schon gefühlt! — — Und nun soll ich es wieder missen!" setzte er betrübt hinzu.

Sie lachte — ein nicht ganz freies Lachen. „So begeben Sie sich gefälligst daheim auf die Suche nach Frauen! Ich bin nicht jung genug, als daß Sie Schwerenöter mir einreden könnten, ich wäre einzig."

„Spotten Sie nicht, gnädige Frau: Der Garten unserer Jugend ist einstmals von rauhen Schicksalshänden verschlossen worden, eine Hecke von Hagedorn umwuchert ihn. Was hilft es uns, wenn wir hin und wieder um die Hecke herumstreichen, lieber doch das Schwert der Entschließung zur Hand, und das Glück befreit, das drinnen auf uns wartet!" — —

Abwehrend hob sie die Hände — vergebens.

„Sind Sie nicht gleich mir heute frei? Versuchen Sie doch, über Bord zu werfen, was zwischen einst und heute ist! Denken Sie an das unverbrauchte Gefühl unserer Jugend" —

„Unverbrauchtes Gefühl", sagte sie bitter. „Ich bin eine verheiratete Frau gewesen — vergessen Sie das nicht." — —

„Eine Frau, die in ihrem Gatten stets nur den Freund und Wohltäter sah — auf Jungfräulichkeitt des Gefühls kommt es an, und die haben Sie. Was Sie vom Lebensdilettantismus sagen, — ach, die Einsamkeit ist die Mutter des Zweifels! Was ist denn Lebenskunst, wenn sie nicht den Mut hat, zu wagen und alle Brücken hinter sich abzubrechen?"

Er hatte die geliebten Hände ergriffen und stand vor ihr — bittend — Antwort fordernd.

Sie senkte das Haupt. „Ich habe keine Mittel, Sie zu widerlegen, lieber Freund. Wir Frauen werden in unseren Entschließungen vom bloßen Instinkt geleitet. Der läßt sich auf keine Beweisführung ein. Er ist wie ein schweigendes, fernes Licht um Mitternacht, das unserem geblendeten Auge alles verhüllt und nur eins erleuchtet: das Ziel. Und dieser Instinkt sagt mir, daß — — daß es nicht — gehen wird — — oh, glauben Sie mir — hätte ich diese Stunde vorausgesehen, so hätte ich Ihnen damals nichtt mein Herz geöffnet — — so sehr auch mein Herz sich dagegen auflehnen mochte!"

„So wollen Sie einem unkontrollierbaren Instinkt unser Glück opfern?"

Sie sah über ihn fort: „Lieber Freund, überlassen Sie mich ein Weilchen mir selber! Nur zwei Wochen acht Tage — wenn Sie wollen! Dann werde ich Ihnen Antwort geben. Und seien Sie überzeugt: ich werde bei der Entscheidung mein Gefühl für Sie mit in die Wagschale legen. Und nun gehen Sie für heute!"

„Ich danke Ihnen, geliebte Frau! — — Werden Sie mir erlauben, inzwischen an Sie zu schreiben?"

„Alles dürfen Sie — nur nicht: mich sehen!"

* * *

Der Flieder hatte abgeblüht. Durch sein dichtes Blättergrün lugten die Strahlen der Morgensonne über die Schultern einer schlanken hohen Frau, und lugten auf die feinen, etwas nervig bebenden Hände, die einen Brief des Freundes und Jugendgeliebten hielten. Und die goldumrandete Stelle des Briefes lautete:

„Ist es nicht seltsam, daß mein altes Talent, Menschen aus dem Gedächtnis nachzuzeichnen, mich verlassen zu haben scheint? Ich sehe Ihre lieben Züge vor mir, aber wenn ich zum Stift greife, verschwinden sie ins Unfaßbare — und täglich wiederhole ich dasselbe schikanöse Spiel — ich weiß nicht, welcher neidischen Macht, die mir nicht einmal gestattet, mir mein schmerzliches Glück des „Hangens und Bangens" ein wenig zu umschleiern. — Wann endlich wird das ein Ende haben, geliebte Frau?"

Warmes Rot stieg in das feine verwachte Antlitz — in schnellerem Atem hob sich die Brust, und die Hände mit dem weißen Briefblatte legten sich, vergebens Ruhe heischend, darauf. Einen Augenblick noch stand die Frau kämpfend da — dann: ein Aufleuchten des Auges durch Tränen — ein Lächeln, süß und glückselig wie es das einer jungen Braut — und nun eilte sie mit beflügeltem Schritt durch die Räume, ungezählte Anordnungen in einer Minute treffend, selber — selber wollte sie dem Freunde, dem Geliebten ihre Entscheidung bringen.

Und das kleine, alte Pastellbild nahm sie mit für ihn, auf daß er sich für die kurze Dauer einer noch folgenden Trennung nicht mehr zu mühen brauche.

In das Arbeitszimmer des Herrn trat der steifbeinige Diener die schöne, fremde Dame ein.

„Frau Wend — gnädige Frau!" stammelte Scherer, aufspringend und ihre Hände umklammernd.

„Ja", sagte sie — nun doch befangen, und als müsse sie nach einer Entschuldigung suchen, „ich wollte — ich wollte Ihnen Ihr altes Bildchen von mir bringen — damit Sie sich nicht mehr so zu quälen brauchen mit einem neuen Entwurf."

„Oh", er lachte wie ein übermütiger Knabe, „fertig bin ich mit dem neuen Bild — soeben fertiggeworden!" Und damit griff er das Reißbrett vom Schreibtisch und lehnte es an die Wand. „Da, da stehen Sie, mein Ein und Alles — wie Sie die ganzen Tage und Nächte vor mir gestanden haben!" — —

Ueberrascht und freudig hatte Frau Wendlandt aufgesehen — — nun aber trat sie jählings einen Schritt zurück und — Todesblässe im Antlitz, starrte — starrte sie das Bild an.

„Geliebter — um Gottes willen" — fragte sie bestürzt.

Jetzt traf ihr Auge das seine — langsam — ganz langsam, fast mechanisch kamen die Worte: „So sahen Sie mich — genau so?" —

„Ja — mein Gott — — vollkommener — freilich — aber — soweit ein Farbenstift" — — —

Sie wehrte, seltsam lächelnd — und mit zitternden Händen löste sie statt aller Antwort die Papierhülle von ihrem alten Bilde und lehnte es an die Seite des neuen — sich selber im stumpfen Winkel daneben stellend.

Nun wußte auch er, was sie meinte.

Sein neu entworfenes Bild trug fast genau die Züge des alten, des Jugendbildes. Alle Lieblichkeit, alle Knospenzartheit war darin — — von der schweren Lebensreife seines Originals aber — hatte es kaum einen einzigen Zug.

Die Minuten strichen mit lautlosem, angstvollem Flügelschlag dahin. Endlich aber raffte sich die blasse Frau mühsam auf und legte ihre Hand in die des Mannes.

„Leben Sie wohl — mein lieber Freund!"

Da fuhr auch er aus seiner Betäubung empor:

„Um Gottes willen — nicht gehen! — Ich lasse Sie nicht!"

„Still, still" begütigte sie — „wir wollen keine Torheiten machen."

„Aber um ein Bild" —

„Es ist in diesem Augenblicke mehr als ein Bild, Sie wissen es auch! — Es ist ein Warnungszeichen des Geschickes für uns. Das nüchterne Papier hat Sie zur Rechenschaft gezwungen, wo die Phantasie Ihres warmen Herzens Ihnen die [illegible] schuldig blieb. Sie haben [illegible] mit dem Auge der Erinnerung [illegible]hen und auch dafür danke ich Ihnen. Sie haben die Krone in der Hand behalten, die Sie einstmals nicht auf meine Stirn drücken durften — — heute ist diese Stirn frei geworden für Ihren Schmuck, aber die Krone, die unwandelbare, paßt nicht mehr auf meine veränderte Stirn, die unauslöschlich vom Leben gezeichnet worden ist. — Das war die Furcht, der ich bis heute keinen Namen geben konnte." —

„Und was soll nun werden?" fragte er tonlos — ohne sie anzusehen.

„Lieber Freund — auf den Kampf mitt der Erinnerung wollen wir uns nicht einlassen — wir würden beide müde daran werden und schmählich unterliegen. Lassen Sie uns weiter unseren Pflichten folgen. — Wenn sie uns vielleicht auch kein großes Glück bringen. Ich weiß nicht einmal, ob wir Menschen des Alltags einen Anspruch auf mehr haben! — Leben Sie wohl — lieber, lieber Freund, — dieser Name wird Ihnen bleiben — es wird wohl ein Tag kommen, wo wir ihn wieder hören können."

Leise strich sie mit der Hand über sein gebeugtes Haupt. — Dann, ehe er noch etwas sagen konnte, ging sie still hinaus — die Hände fest auf ihr aufbäumendes Herz und seine Qual gepreßt.

Niederträchtigkeit englischer Kampfweise.

Ueber die Niederträchtigkeit, die die Engländer bei ihrer Kampfesweise oftmals zeigen, wird dem Rotterdamer Berichterstatter der „Deutschen Tageszeitung" von einer hochstehenden Persönlichkeit folgender Vorfall mitgeteilt:

Es war zu Beginn der Kämpfe um den Abschnitt von Reims, wobei das 7. deutsche Korps den Franzosen und Engländern gegenüberstand. Da näherte sich eines Morgens dem Hauptquartier des genannten Korps ein englischer Parlamentär. Er kam im Auftrage des englischen Oberkommandierenden mit der Bitte, daß die Deutschen einen gewissen Hügel bei Reims nicht unter Feuer nehmen möchten, da die Engländer dort ein Feldlazarett errichtet hätten. Richtig war auch inzwischen auf einem Gebäude, das auf dem Hügel stand, die bekannte weiße Flagge mit dem roten Kreuz aufgezogen worden. Daher erklärte denn auch die Oberleitung des 7. deutschen Korps, diesen Hügel nicht unter Feuer nehmen zu wollen. Im Laufe des Tages entwickelte sich dann ein heftiges Gefecht, wobei es für die Deutschen darauf ankam, den Feind aus einer wichtigen Stellung zu vertreiben. Aber trotz aller Anstrengungen kamen die Deutschen nicht weiter, sie hatten namentlich unter dem vernichtenden Feuer feindlicher Geschütze zu leiden, deren Standort nicht zu ermitteln war, obschon die Deutschen den größten Teil der übrigen feindlichen Batterien bereits zum Schweigen gebracht hatten. Da erstattete dem deutschen Oberkommandierenden ein Adjutant die Meldung, daß das vernichtende Feuer von Geschützen herkommen müsse, die hinter dem englischen Lazarett aufgestellt seien. Er bat gleichzeitig um die Erlaubnis, das Lazarett beschießen zu dürfen. „Nein", lautete die Antwort, „das können Sie nicht. Sie sehen doch, daß dort die weiße Fahne weht, und die müssen wir achten!" Allein das heftige Feuer hielt an, die Deutschen erlitten dadurch schwere Verluste, bis sie sich endlich durch einen Sturmangriff auf den Hügel Luft machten, wo das Lazarett stand. Was entdeckte man dort? Im englischen Lazarett lag nicht ein einziger Verwundeter, dagegen hatte der Barackenbau als Deckung für eine englische Batterie gedient, die hinter dem englischen Lazarett aufgestellt war und deren Feuer den Deutschen so schweren Schaden zufügte!

Die gelbe Gefahr.

Baron Uchida, der frühere Botschafter Japans in Washington, erzählte mit ersichtlichem Behagen eine Unterhaltung zweier Damen, die er während seines Aufenthaltes in der Bundeshauptstadt mitangehört hat.

„Diese Japaner sollten alle des Landes verwiesen werden," sagte die eine Dame. „Da kommen diese gelben Jünglinge hierher, um an unseren Universitäten zu studieren, und kaum sind sie da, fangen sie an, systematisch zu betrügen."

„Zu betrügen?" fragte die andere ganz erstaunt.

„Allerdings! Sie zahlen Lehrgeld für einen, studieren für zwei und wissen schließlich genug für drei!"

— Ausschlaggebend. — Freundin: Willst du auch als Krankenpflegerin in den Krieg?

Junge Dame: Weiß noch nicht. Ich will erst mal ausprobieren, wie mich die Schwesterntracht kleidet!

— Eine Köchin an ihren Grenadier. — Sei brav auf dem Kriegsschauplatz,
Hau' sie recht braun und blau, Schatz!